

34. Jhg. JUNI 2024 Nr.6 (427)

MASURISCHE STORCHENPOST



**„Der Juni ist die Zeit, in der die Träume fliegen
und sich in die Wirklichkeit erheben.“ – Emma Racine de Fleur**

Foto: Ewa Dulna



Kupalnoczka 2024, oder Kupala-Nacht in Zaluki bei Białystok Foto: Wojciech Wojtkielewicz
<https://wspolczesna.pl/kupalnoczka-2024> S. 35

Ein Sachse fährt nach Masuren

Von Grzegorz Supady

Teil 2

Dr. Lindenbach musste sich doch entscheiden, wo er an diesem sonnigen 29. September letztendlich hinfahren möchte. Seine Wahl fiel auf Niedersee, einen beliebten Luftkurort, der dazu noch eine Umsteigemöglichkeit in Richtung Sensburg anbot.

Nach gut zwei Stunden kam er also in diesem durch dichten Wald umrandeten Ort an.

Im zerknitterten Anzug und mit dem sonderbar aussehenden Kofferchen in der gepflegten Hand sah er am Bahnhof wie ein überarbeiteter Staatsbeamter aus.

Seine ersten Schritte richtete er ins unweit gelegene Kurhaus, wo er möglicherweise übernachten wollte. Da er einen Bärenhunger verspürte, ging er sofort ins Restaurant, um sich dort zu stärken. Er dachte an kein „typisch masurisches Gericht“, sondern an eine ordentliche Portion Fleisch mit Beilagen.

Im Kurhausrestaurant saßen zu dieser Zeit nicht allzu viele Gäste, da es ein Montag und dazu noch Nebensaison war.

An einem seitlich aufgestellten Tisch sichtete er zwei charmante Frauen, die ihn gleich ebenfalls bemerkten.

Dr. Lindenbach beschloss, sich an einen Tisch in ihrer unmittelbaren Nähe zu setzen. Die Frauen waren gerade mit dem Verzehr eines wegen seines Ausmaßes großes Aufsehen erregenden Schnitzels beschäftigt, was den ausgehungerten Sachsen bewog, dieselbe Speise zu bestellen.

Das ihm bald mit Pilzsoße aufgetischte Schnitzel erwies sich als eine herrlich schmeckende Spezialität.

Beim Essen überlegte sich Dr. Lindenbach, wie er nun die un-

bekannten Damen ansprechen konnte. Beide waren hübsch und sportlich angezogen. Besonders die eine, die dunkelhaarige, machte einen selbstbewussten Eindruck, auf dem Gesicht der anderen malte sich eher Trauer und Schmerz.

Ihrem im gepflegten Deutsch geführten Gespräch entnahm er, dass sie fast auf demselben Weg wie er sind, das heißt von Allenstein nach Masuren. Sie müssen vor nicht allzu langer Zeit hier in Niedersee gekommen sein, vielleicht hätten sie es mit einer frühmorgigen Bahn getan. Bald stellte es sich aber heraus, dass die Frauen ein anderes Fortbewegungsmittel benutzten, weil sich draußen zwei gesattelte Reitpferde erblicken ließen. Der neugierige Zuhörer aus Leipzig konnte aus den Bruchstücken eines von den Reiterinnen geführten Gesprächs vernehmen, dass sie vorgestern losgeritten und zunächst über Jomendorf und Reußen in die Umgebung Neidenburgs gelangt seien. Von dort sind sie, ungefähr allzeit parallel zur eingleisigen Eisenbahnlinie, die er gerade heute benutzte, geritten.

Dr. Lindenbach überkam plötzlich ein unaufhaltsamer Wunsch, die beiden Amazonen mit einer ausgesprochenen Ehrerbietung zu sprechen, obwohl er ansonsten als ein eher schüchterner Mensch galt. Doch diesmal wollte er es sich nicht entgehen lassen, mit den so liebenswürdig aussehenden Damen ins Gespräch zu kommen. Während er dabei war, sich einen passenden Sprech Anlass auszu-denken, kam es schon zu seinen Ohren: „Entschuldigen Sie bitte die Störung, aber Ihre Brille ist gerade unter Ihren Tisch hinuntergefallen. Hoffentlich ist nichts Schlimmes mit ihren Gläsern passiert“.

Dr. Lindenbach schaute nach unten und konnte tatsächlich feststellen, dass seine Lesebrille samt ihrem Futteral aus hartem Kunststoff

neben dem Tischbein lag.

Er hob sie auf, besah sich das Innere und entgegnete freundlich: „Vielen Dank, gnädigste Frauen. Wie Sie sehen, hat meine Sehhilfegar keinen geringsten Schaden erlitten. Jenaer Glas bricht nicht so leicht! Übrigens, sind hier in Masuren alle so nett und zuvorkommend wie Sie?“.

Die Damen lächelten ihm noch ergebener zu, so dass er mehr Mut fasste und sagte: „Gestatten Sie nun, dass ich mit Ihnen vorstelle: mein Name ist Lindenbach, Dr. Georg Lindenbach. Ich komme aus Leipzig“.

Den Frauen blieb nichts Anderes übrig, als sich dem unbekanntem ebenfalls vorzustellen: „Ich heiße Marion Dönhoff und habe eigentlich zwei feste Wohnsitze: einen in Friedrichstein bei Königsberg und einen in Quitainen bei Preußisch Holland“. Dann machte sie eine Geste, die auf ihre Gefährtin hindeutete: „Sißi von Lehndorff aus Steinort, meine werteste Cousine, mit der ich jetzt diesen Ritt durch Masuren absolviere“.

In dem Augenblick schaltete sich Sißi ein und eilte mit einer notwendigen Erklärung bezüglich der genannten Wohnsitze: „Nicht, dass wir mit unseren Besitztümern zu brüsten gedenken, aber in unseren Besitztümern verfügen wir über genug Platz, so dass dort manch ein ermüdeteter Ankömmling aus der Fremde würdig empfangen werden könnte“.

Nach diesen Worten wurde der Sachse etwas verlegen, weil er es ja wusste, dass es in dieser Hinsicht in seiner Heimatmetropole etwas egalitärer zugeht und die meisten Menschen in ihren Miethäusern wohnhaft sind.

Marion entging seine Verlegenheit kaum, weswegen sie schnell das Thema wechseln und an den Dokortitel des schüchternen Sachsen

anknüpfen wollte: „Darf ich Sie fragen, welchen Wissenschaftsbereich Sie vertreten? Vor sechs Jahren habe nämlich auch ich promoviert, was bei Frauen bislang eher selten der Fall ist“.

Dr. Lindenbach säumte kaum mit einer sofortigen Antwort: „Da ich an der Deutschen Bücherei als Bibliotheksverwalter angestellt bin, habe ich mich auf alte Drucke heraus spezialisiert. Daher ist mir die Lesebrille nahezu unentbehrlich. Im Übrigen, ich bin nur etwas um mein trautes Leipzig herumgereist, denn ich habe eigentlich mein ganzes Leben im wunderschönen Sachsen verbracht. Meine berufliche Laufbahn ist ausschließlich mit meiner wunder schönen Heimatstadt an der Pleiße verbunden“.

Marion fühlte sich jetzt verpflichtet hinzuzufügen: „Ich habe zwar in Königsberg studiert, in der Schweizer Stadt Basel aber den Dokortitel erworben“.

In dem Augenblick meldete sich endlich die eher als schweigsam zu bezeichnende Sißi zu Wort: „Ich heiße eigentlich Karin, doch alle nennen mich genauso wie die österreichisch-ungarische Kaiserin. Natürlich erhebe ich keineswegs so hohe Ansprüche. Unglücklich wie sie bin ich allerdings. Erst vor einem Monat ist nämlich mein jüngerer Bruder Ahasverus umgekommen, irgendwo im nördlichen Baltikum ist er als Offizier gefallen. Er war nur 25 Jahre alt. Nun ist mir nur der teure Heini, um ein Jahr älter als ich und dadurch Marions Altersgenosse, geblieben. Ja, und selbstverständlich Marion. Ich und sie sind unzertrennlich: so wie einst Königin Luise und ihre Schwester Friederike“.

Dr. Lindenbach staunte nicht schlecht, weil er es kaum erwartet hatte, dass seine Gesprächspartnerinnen ihm so schnell ihr ganzes Herz ausschütten werden. Deshalb fragte er schon nicht mehr nach der Todesursache des Ahasverus, dessen Name ihn sofort

auf eine Assoziation mit dem Ewigen Juden brachte. Doch auf diese noch frische Wunde wagte er nicht anzuspielen. Er wusste es außerdem noch nicht, mit wem er eigentlich zu tun hatte. Naja, und mit dem hohen Adel kam er in seinem Leben noch nicht in Berührung.

Um den jetzt ins Stocken geratenen Gedankenaustausch irgendwie zu retten, knüpfte Marion an ihre ungestillte Reiselust an: „Wissen Sie, ich bin jemand, der alles andere als ein Reiselustmuffel ist. Ich weiß es nicht, woran es liegen kann, aber das ständige Verreisen wurde mir in die Wiege gelegt“.

„Ja, die Welt kennenzulernen ist das Salz der Erde. Da stimme ich Ihnen völlig zu. Nicht ohne Grund habe ich auch diese Masuren-Bahnfahrt entschieden. Dürfte ich Sie nun bitten, mir einiges aus ihrem bisherigen Reiseprogramm zu verraten?“

„Aber natürlich, zumal ich immer sehr gern über so etwas berichte. Sie werden den Spruch *Reisen bildet* wohl gekannt haben, oder?“

Dr. Lindenbach und Sißi Lehdorff mussten nach diesen etwas prahlerisch klingenden Worten lachen. Besonders Sißi, da sie die wahre Absicht dieses Ausspruchs, der aus Marions eingeborener Mäßigung hervorging, mehr als gut kannte.

„Also, Helvetien habe ich schon erwähnt. Vor gut zehn Jahren habe ich eine Rundreise durch die USA gemacht, was man heutzutage eher verschweigen soll. Danach habe ich meinen Bruder Christoph in Afrika besucht, wo wir gemeinsam auf Safari gegangen sind. Sie wissen es wohl, dass der ostpreußische Adel, also auch meine Familie, Treibjagden und ähnliche Zerstreungen im Blut hat. In meinem Fall wurde dieses unaufhaltsame Faible jedenfalls durch eine nie versiegende Reiselust verdrängt. Also, um die ganze

Sache jetzt abzukürzen: es wäre sicherlich günstiger zu sagen, welche Länder ich bis dato noch nicht besucht habe. Mir stand allerdings sowohl das Abendland als auch das Morgenland nahe. Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber vor einem Jahr bin ich zweimal in Russland, das heißt in der Sowjetunion, gewesen, genauer gesagt in Moskau. Zum letzten Mal geschah es auf meiner Durchreise nach Persien“.

Dr. Lindenbach verschlug es nahezu die Sprache. „Was für eine mutige und zugleich edle Frau!“, dachte er sich. „Nicht nur, dass sie eine echte Weltenbummlerin ist, sondern mehr noch, sie ist offensichtlich gewohnt, kein Blatt vor den Mund zu nehmen und über alles offen zu reden“.

Dies verwunderte ihn umso mehr, da sich die Wechselbeziehungen zwischen diesen zwei Großmächten Ende Juni dieses Jahres gravierend verändert hatten. Jetzt schöpfte Dr. Lindenbach Mut und bat seine Gesprächspartnerinnen darum, ihm einige Tipps zu seiner bevorstehenden Masuren-Reise zu geben. Darauf ergriff Sißi das Wort: „Wir beide haben vor, weiter an den Großen Masuren-Seen vorbeizureiten. Unser Ziel ist nämlich der Stammsitz meines Geschlechts – Steinort am Mauer-See. Dort wollen wir schon den beginnenden Oktober begrüßen. Vielleicht möchten Sie uns mit einem irgendwo aufgetriebenen Fahrzeug folgen? Hoffentlich bleibt das Wetter weiterhin so annehmbar“.

Die beiden Reiterinnen mussten sich von dem zufällig begegneten Bekannten verabschieden, weil ihre bislang ruhigen Pferde dringend nach einer Abwechslung verlangten. Marion wiederholte die Einladung an den, wie sie sich äußerte, „in Masuren herzlich willkommenen Gast aus dem Sachsenlande“.

Dann fügte sie hinzu: „Sie müssten sich nur entscheiden, wo Sie künftig einkehren möchten, bei mir oder bei meiner Cousine und ihrem Bruder Heini in Steinort. Ich würde Ihnen gerne meine Telefonnummer geben, damit Sie mich anrufen könnten. Wie gesagt, oft bin ich einfach irgendwo unterwegs. Aber, wir sind hier seit sechshundert Jahren ansässig und kommen immer gerne aus der so genannten großen Welt in unser Ostpreußen zurück“. Auch Sißi bestätigte die ihrerseits zur Sprache gebrachte Einladung. Dann gingen sie zu ihren wiehernden Gefährten, gaben ihnen ein paar Streicheleinheiten und verschwanden bald im Dickicht der umliegenden Wälder.

Dr. Lindenbach konnte über das ganze Ereignis nicht hinwegkommen. Er murmelte nur vor sich hin: „Mein Aufenthalt in Masuren hat mit einer wahrhaftigen Überraschung angefangen. Was wird mich hier später noch erwarten?“

Wie kann ich dir danken

Wie kann ich dir danken
Für dich in meinen Gedanken
Du weißt wie es in ihnen aussieht
Deine Anwesenheit bringt ihnen Profit

Sie können sich erholen
Das wird ihnen stets empfohlen
Sie sollen über angenehme Sachen denken
Du kannst ihnen diese kurzen Augenblicke schenken

In denen Worte entstehen
Die sich ausschließlich um dich drehen
Auf der Suche nach ihnen vergesse ich die Welt
Mein ganzes Wesen sich währenddessen mit dir unterhält

Ich müsste

Ich müsste
In meiner Wüste
Deine Büste ziselieren
Jeden Gedanken notieren

Der sie modelliert
Der durch sie existiert
Du bist die gesuchte Oase
Ich schreibe keine leere Phrase

Fata Morgana ich sehe
Zu ihr ich unaufhörlich gehe
Ich weiß ich werde sie nie erreichen
Meine Erkenntnisse will ich poetisch beichten

Stefan Pioskowik, Juni 2024

Ferienstap mit Opa

Von Siegfried Burghardt

Es war im Sommer 1943, als in Masuren im Ortelsburger- und im Neidenburger Land die sehnsüchtig erwartete Ferienzeit begann. Seit Ostern, als ich von der Volksschule in Theerwisch zum Hindenburg-Gymnasium nach Ortelsburg wechselte, war mein Leben abwechslungsreicher, aber auch anstrengender geworden. Das Fahrshülerdasein und die anspruchsvollen schulischen Anforderungen ließen mir nur wenig Zeit für die beliebten Natur-Abenteuer und Spiele in der vertrauten ländlichen Umgebung. Beim Lernstoff gab es Nachholbedarf, weil meine Dorfschul-Kenntnisse im Vergleich zu denen meiner städtischen Klassenkameraden lückenhaft waren.

So war ich hocheifreut, als Mutter mir mitteilte, dass ich einige Ferientage auf dem Bauernhof meines Opas, Julius Meyke, in Pilgramsdorf Kreis Neidenburg verbringen durfte. Unter dem Eindruck neuer Erlebnisse konnte ich die Gedanken an die Schule verdrängen und die häuslichen Pflichten vergessen.

Laut schnaubend und pfeifend beförderte mich die Dampflok auf der südlichsten Bahnstrecke Ostpreußens von Ortelsburg nach Neidenburg. Seit früher Kindheit selbständiges Handeln gewohnt und nicht am Gängelband der Eltern hängend, konnte ich problemlos ohne Begleitung fahren. Außerdem war ich als Fahrshüler mit der Bahn vertraut.

Opa Julius empfing mich am Neidenburger Bahnhof mit Freude,

Herzlichkeit und Stolz auf seinen Enkel. In einem Kutschwagen mit zwei Pferdestärken machten wir uns auf den Weg nach Pilgramsdorf. Im Gespräch erfuhr ich, dass der sonst recht strenge Großvater sich vorgenommen hatte, seinen Enkel zu verwöhnen. Ich würde es genießen, weil meine Mutter damit sehr sparsam umging.

Opa lebte allein auf seinem Altenteil. Seine Frau war früh gestorben, so dass ich sie als meine Oma nicht kennenlernte. Den Hof bewirtschaftete sein Sohn. Obwohl ich in einem Bauerndorf aufwuchs, gab es für mich im direkten Kontakt mit dem landwirtschaftlichen Betrieb und den Tieren viel Neues zu entdecken. Der Bauernhof mit traditioneller Bewirtschaftung war nicht einseitig spezialisiert und beherbergte viele Haustier-Arten. Opa hatte viel Zeit für mich, da erwünschte Enkelkinder auf seinem Hof noch nicht herumliefen. So begleitete ich ihn oft allein, wenn er die Tiere versorgte.

Am Wochenende lud der stolze Großvater mich zu einer Spazierfahrt mit der Kutsche ein. Solche Fahrten mit seinen edlen Trakehnern gehörten zum Programm, wenn er Gäste hatte. Sie nahmen im Zeitverlauf den Charakter eines Rituals an. Mir zeigte er auch seine Felder und Wiesen. Seine emotionalen Beschreibungen dazu offenbarten mir, dass er mit Leib und Seele Landwirt war. Ähnliche Eindrücke hatte ich auch bei Begegnungen mit anderen masurischen Bauern. Ich genoss es sehr, auf bequemem Sitz mit trabenden Pferden in ruhiger Fahrt ohne Hektik und Autolärm die Natur der masurischen Landschaft zu erleben.

Mit Genugtuung erfüllte mich Opas Vertrauen, als er mir erlaubte, mit mehreren Pferden allein zur Weide zu reiten. Ein Gaul diente als Reittier, die anderen liefen hinterher. Ich brauchte die Vier-

beiner nicht mit einem Zügel zu führen. Gewohnheitsgemäß fanden sie den Weg auch allein. Der Sitz auf dem Pferderücken ohne Sattel war ein ganz besonderes Vergnügen. Ich spürte die Wärme des Vollblüters, konnte aber beim Galopp leicht herunterrutschen. Wenn ich mich an der kräftigen Pferdemähne in gebückter Haltung festhielt, landete ich nur selten auf dem Sandweg.

Die Heu- und Getreideernte war in vollem Gang. Die Landarbeiter hatten nichts dagegen, wenn Kinder bei der Ernte mit dabei waren. Das Versteckspiel in den Hocken der Roggengarben bereitete viel Spaß. Die Fahrt im Leiterwagen auf dem hoch gestapelten, duftenden Heu war ein Genuss besonderer Art.

Einen Ferientag mit Opa habe ich in besonders lebhafter Erinnerung behalten. Mit dem Pferdewagen fuhren wir beide zum Wochenmarkt nach Neidenburg. Er hatte Schweineferkel geladen, die er dort verkaufen wollte. Bereits bei der Anfahrt mit Blick auf den Markt staunte ich über die zahlreichen, gleichmäßig aufgereihten Pferdewagen auf dem großen Platz. Neben den Fahrzeugen standen die oft ausgespannten Pferde, versorgt mit Futter und Wasser. Zahlreiche Haustiere des neidenburger Landes gaben sich ein Stelldichein und würzten die Stadtluft mit ländlichen Düften. Die Vielfalt der Tierstimmen war unüberhörbar. Neben Wohlfühllauten hörte ich auch jämmerliche Angstschreie, wenn die hilflosen Kreaturen den Besitzer wechselten und verladen wurden. Dabei gingen die robusten Bauern nicht gerade zärtlich mit ihnen um. Besonders spannend fand ich, den Landmännern beim Feilschen zuzulauschen. Manchmal verstand ich kein Wort, wenn die Bauern in ihrem masurischen Dialekt plachanderten. Weil er der polnischen Sprache sehr ähnelte, war es zur Nazi-Zeit verboten, öffentlich so

zu sprechen. Einige Bauern, die sich gut kannten und gegenseitig vertrauten, kümmerten sich in persönlichen Gesprächen einen feuchten Kehricht darum. Opa Julius gehörte auch zu ihnen.

Nach einem erfolgreichen Verkauf seiner Ferkel zogen sich Opas Gespräche mit Freunden und Bekannten in einer Kneipe noch bis gegen Abend in die Länge. Als er sich endlich entschloss, nach Hause zu fahren, bemerkte ich, dass er beduselt war. Er torkelte zum Wagen und kletterte unbeholfen rauf. Kaum saß er neben mir, zogen die Pferde sofort an. Ich wunderte mich, dass sie es taten, obwohl er nicht *hüüüh*rief. Großpapa streichelte liebevoll meinen Kopf. Dann suchte er nach Worten, um mir seine Zuneigung kundzutun. Seine mühsam formulierten Sätze endeten schließlich mit einem unverständlichen Lallen. Noch mehr beeindruckte mich seine Schnapsfahne, die mich voll erwischte und fast schwindelig machte. Plötzlich ein monotones Schnarchen....Opa war im Land der Träume. *Was nun?* fragte ich mich. Ich entschloss mich, ihn nicht zu wecken. Gestützt auf die Seiten- und Rückenlehne nahm er eine stabile Lage ein. *So wird er hoffentlich nicht herunterfallen*, dachte ich. Nun witterte ich eine Chance, mich als Kutscher zu bewähren und dafür von Opa gelobt zu werden. Eigenartigerweise entglitten die Zügel nicht seinen Händen, und die Pferde fanden allein den Weg.

Zu meinem Erstaunen verließen sie nach etwa zwei Kilometern die Straße und hielten auf einem Parkplatz vor einem Gasthaus an. Niemand hatte *prrr*gerufen. Nun konnte ich mir die Reaktion der Gäule erklären: Sie verhielten sich so selbständig, weil sie mit Opas Gewohnheiten nach Stadtbesuchen sehr vertraut waren. Überrascht war ich auch, als mein Großpapa nach dem Stopp so-

fort den Schlaf beendete. In halbwegs klarer Sprache vernahm ich: *Hier löschen wir immer unseren Durst.* Echten Durst hatten nur die Pferde. Opa begab sich auf wackeligen Beinen zu einer Pumpe, wo mehrere Eimer standen. Mit den Worten *ihr bekommt Gänsewein,* stellte er jedem Gaul einen gefüllten Eimer vor die Nase. In der Kneipe trank er ein Bier und ein Korn und ich eine Brause. Den Rest des Weges durfte ich in der Dämmerung als stolzer Kutscher zurücklegen, während Opa noch ein Nickerchen machte.

In Pilgramsdorf bot sich für mich keine Gelegenheit, in einem See zu baden. Doch alle Tage waren so abwechslungsreich, dass ich den Badespaß nicht vermisste. Trotz des wehmütigen Abschieds empfand ich bereits während der Rückfahrt im Zug Vorfreude auf das beliebte Baden im Rheinsweinsee und Lenkssee.



Die Zeichnung und der Text über die Schilderung der Rückfahrt vom Markt stammen aus dem Buch „Drei Lorbasse und ein Marjellchen“.

Heini, der Oimara (Senner)

in memoriam

von Irmgard Irro

Weit und breit auf unserem blauen Planeten gibt es keine schönere Kuh als die Afra. Sie hat ein seidig glänzendes, dunkelbraunes Fell, einen weißen Kopf mit zwei großen geschwungenen Hörnern, große glänzende dunkle Augen und flauschige braune Ohren.

Im Winter steht Afra im Stall ihres Bauern. Das findet sie nicht langweilig, denn da träumt sie immer vom hellen Sommer auf der Oima (Alm). Werden dann die Tage im Tag länger, und wie es in einem Lied heißt „Berg und Tal werd'n scho staad aper und da Schnee geht dahi“, spürt sie, dass es bald auf die Oima geht. Vor Freude gibt sie öfters ein ganz langes „Muuh“ von sich. Als auch noch Heini, der Oimara, eines Morgens in den Stall kommt und die Afra, wie im letzten Jahr, hinter dem Ohr krault. glänzen ihre braunen Augen vor Erwartung. Es ist Ende Mai und endlich ist der Tag des Almauftriebs da. Heini nimmt den Eimer mit dem Kleim (Mischfutter) zur Hand und wirft davon mehrere Handvoll in die Futtertröge. Zur Afra gewandt, sagt er: „Afra, heiz geht's da Oima zua!“

Um drei Uhr früh hatten die Bauersleute mit ihren zwei Buben schon den Auftrieb vorbereitet. Sind alle Arbeiten getan, nimmt der Bauer die Speisglocke zur Hand, geht zu Afra und gurtet sie um ihren starken braunen Hals. Dann läutet er einmal. Da erkennt sie am Klang ihre Oima-Glocke. Vor Freude glänzen ihre Augen noch mehr, dem sie weiß, was das bedeutet. Ganz eifrig dreht sie sich um und geht an der Hand des Bauern zielstrebig zum Stall hinaus, Afra wird jetzt dem Senner Heini übergeben, der non

Stund‘ an die Verantwortung für sie und die anderen Kühe übernimmt. Während alle durch das Dorf marschieren, schließen sich noch Kühe von anderen Bauernhöfen an. Aber Afra ist es, welche die ganze Herde anführt. Sie ist die Leitkuh. Darauf ist sie auch mächtig stolz!

Sie gehen zum Dorf hinaus, an den Wiesen vorbei, auf denen schon die Pferde grasen, bis zum Fuß der Berge. Ab hier wird es beschwerlicher, da der Anstieg beginnt. Der steinige Weg windet sich in vielen Kehren den Berg hinauf. Da die Rinder morgens nur etwas Kleim gefressen hatten, bekommen sie Hunger. Sie bestimmen selbst, wann sie rasten wollen, um vom Wegesrand die duftenden Kräuter und saftigen Gräser zu fressen. Und wie sie alle miteinander so dastehen, so hoch schon in den Bergen, dass sie ins Tal hinunterschauen können, klopft Heinis Herz schneller. Es ist erfüllt von Seligkeit, weil Gott so eine herrliche Welt erschaffen hat. Er erhebt seine Stimme und singt ganz zart in die Stille hinein:

*„ De Vogei dean singa,
de Bleamaln blfiah ‘n scho,
hollerei, hollerdio, hollero,
und am Berg do is a scho
der Schnee nimmer dro,
hollerei, hollerdio, hollero.“*

Nun dauert es nur noch ein paar Stunden, bis die Herde oben an der Alm ankommt. Zuerst schauen die Tiere neugierig in den Stall der Almhütte hinein, dann verteilen sie sich um die Alm herum und beginnen die nahrhaften Almwiesen abzugrasen. Das schmeckt ihnen sehr gut, denn aufwärts gehen und noch dazu so viele Stunden, ist für so eine schwergewichtige Kuh ganz schön anstrengend.

Endlich dürfen sie sich ausruhen. Sie legen sich ins Gras und beginnen mit dein Niederrichters, d.h. sie wiederkäuen das, was sie gerade gefressen haben. Dann machen sie eine Zeitlang die Augen zu und danach setzen sie ihr Niederrichters fort. Bald ist es Abend. Heini hat gerade Afra gemolken, welche, seitdem sie im letzten Jahr ihr erstes Kälbchen zur Welt gebracht hat, eine gute und fette Milch gibt.

Heini ist jetzt mit seiner Arbeit fertig und kann sich endlich auf die Bank vor die Almhütte setzen. Er schaut wieder ins Tal hinunter und genießt die Stille. Diese Stille ist so ganz anders, als die Stille drunten im Dorf. Sein Blick fällt auf die Berge, die sich wie dunkle Riesen vor ihm auftürmen, auf den großen Schatten des angrenzenden Hochwaldes und auf die Almwiesen, von denen weißer Dunst aufsteigt. Um ihn herum ist es ganz ruhig, nur das Quellwasser plätschert leise aus dem Holzbrunnen: „Wasser ist Leben“, denkt Heini und fühlt sich ganz demütig, glücklich und zufrieden. Da hält es ihn nicht mehr auf der Bank. Er steht auf, legt seine beiden Hände wie einen Trichter um den Mund, holt ganz tief Luft und singt einen wunderschönen, melodischen Juchzer in die Abendstille hinein. Die Wellen dieses Juchzers stoßen an die steilen Felswände und kommen als vielfaches Echo wieder zurück. Aber kaum ist es verstummt, antwortet ein viel hellerer Juchzer der Sennerin aus der Alin, die einige hundert Meter weiter geduckt in einer Mulde liegt. Da stellt Heini fest: „Ja, ja, s‘Lenei is a scho do.“ So ziehen die Tage und Nächte dahin. Vollkommener Frieden liegt über diesem Fleckchen Erde. Inzwischen ist es schon richtig Sommer geworden. Afra bleibt immer in der Nähe der Sennhütte. Die Jungkühe haben sich jedoch schon in zwei Gruppen aufgeteilt. Sie haben sich so zusammengefunden, wie sie sich sympathisch

sind. Da geschieht es, dass die eine Gruppe den Steilhang hinauf weidet, und die andere gleich eine richtige Bergtour in die entgegengesetzte Richtung unternimmt. So ein Tag ist dann ganz schön anstrengend für Heim, denn er muss immer ein Auge auf die Tiere haben, dass keines sich verläuft oder womöglich im steilen Gelände abstürzt. Wie froh ist er dann, wenn seine Freundin Luise ihn besucht und ihm hilft. Hören kann Heini Kühe immer, auch wenn er sie nicht sieht. Jede Kuh trägt ihre für sie bestimmte Glocke. Da diese ziemlich groß ist, klingt sie auch sehr weit. Heini kennt jeden Klang einer Glocke und kann sie zuordnen. Dann weiß er, das ist die Afra, Bärbli, Lisa, Emmi, Mona, Vreni, Berta oder Kleopatra. Afra ist sehr anhänglich an Heini. Immer ist sie in Sichtweite. Manchmal bekommt sie auch Gesellschaft. Das sind die frechen Ziegen von der Nachbaralm. Unentwegt streunen sie um die Hütte von Heini und meckern ganz übermütig, wenn sie ihm über den Weg laufen. Dabei überlegen sie dauernd, was sie noch alles anstellen könnten. Die Geranien vor den kleinen Fensterehen, welche schon so schön rot blühten, hatten sie ihm schon alle samt den Wurzelstöcken weggefressen. Und dies, obwohl er das Holzgatter am Zaun immer geschlossen hält. Sie sprangen einfach drüber. Als Heini einmal von seinem Kontrollgang zurückkommt, fällt ihm auf, dass die kleine Vase auf dem Holztischvor der Almohne Blumen dasteht. Er ahnt schon Schlimmes. In seine Hütte eintretend, glaubt er seinen Augen nicht zu trauen. Steht da eine Ziege mit gespreizten Beinen auf dem kleinen Stuhl und dem Tisch, und frisst gerade genüsslich den Busches Enzian aus dem Krug heraus. „Du Bazi du, jetzt is aba gnua“, schimpft Heini „ihr zwidan Goaßn glaubts woi, i loß ma vo eich ois foin!-“
Darauf schaut die Ziege dem Heini frech ins Gesicht und lacht ihn

Zieg lautem „Me-eck, me-eck, me-eck“ aus. Da holt Heini Almstecken. Die Ziege ahnt, was ihr blüht und mit empörtem Meckern springt sie zur Türe hinaus. Afra hatte von draußen die Szene beobachtet und sich gedacht: na, na, na, wos no ois ostein, de Viecha! Öfters am Tag legt sich Afra ganz gemütlich ins Gras und schaut während ihres Wiederkäuens in den klaren hellblauen Sommerhimmel hinauf. Sie verfolgt mit ihren Augen den Steinadler, der stundenlang große Kreise zieht. Das beruhigt sie dermaßen, dass ihr die Augen zufallen und sie ein kurzes Nickerchen macht. Afra hört dann weder die Wanderer, die an ihr vorbeiziehen, noch das wachsames Murmeltier, das durch einen gellenden Pfiff seine Artgenossen vor der Gefahr, die da oben in den Lüften lauert, warnt. Nur wenn der Steinbock in den Felswänden ein paar große Gesteinsbrocken lostritt und diese die Steilwand bis zum Geröllfeld hinunterdonnern, wird Afra wieder wach.

So dehnt sich die Zeit des Sommers weit hinaus, denn auf der Alm ist ein Tag doppelt so lang. Doch dann wird es Herbst, und es nähert sich der Tag des Almagetriebs. Afra sieht Heini Bergkiefernzweige, auch Latschen genannt, heimtragen und Luise bunte Papierblümchen falten. Zusammen fertigen sie die Krone für sie, und viele schöne Zierbusches für die anderen Kühe. Viel zu schnell ist es dann soweit. Ganz früh am Morgen war auch der Bauer mit seiner Familie heraufgestiegen. Nach einem kurzen gemeinsamen Frühstück bürsten sie die Tiere ab, damit deren braunes Fell richtig seidig glänzt. Dann werden sie geschmückt; allen voran die Afra. Sie hält sich ganz still, während ihr die Krone aufgesetzt wird. Heini sperrt die

Sennhütte zu. Dabei spricht er ein kurzes Gebet des Dankes, denn kein Tier kam in diesem Almsommer zu Schaden. Hätte es ein Un-

glück auf der Alm oder des Bauern in der Familie gegeben, würde man vom Schmücken der Tiere absehen. Stattdessen erhielten sie nur ein kleines schwarzes Band am Kopf befestigt.

Unten im Dorf warten schon viele Menschen. Es sind Einheimische und Leute aus der Stadt, die gerne den Almatrieb erleben wollen. Sie sehen, wie die Kuhherde ins Dorf einmarschiert. Voran geht die Afra, die ganz stolz ist, weil sie als Leitkuh wieder so eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hat. Voller Bewunderung sind Sätze zu hören, wie: „Schaugt’s nur, wia grouß olle auf da Oima woarn sand, und wias grod so vo G’sundsei strotze. Aba am schensten is do d’Afra!

Aus: Irmgard Irro „Bayerische Kurzgeschichten“

Er läuft für die deutsch-polnische Verständigung

Reinhard Donder aus Lütjensee legt 1350 Kilometer zwischen Partnerstädten zu Fuß zurück.

Lütjensee. Als Reinhard Donder 2006 in Rente ging, stieg er in ein Faltboot und paddelte auf der Elbe von Bad Schandau im Elbsandsteingebirge bis nach Hitzacker. Zehn Tage war der Ex-Kapitän und ehemalige Abteilungsleiter einer Hamburger Reederei auf dem rund 550 Kilometer langen Abschnitt des Flusses unterwegs. Lange Strecken schätzt Reinhard Donder auch zu Land. Wenn andere längst schlappmachen, dreht er erst richtig auf: Marathon, Triathlon, Ultralauf - das sind seine Disziplinen.

Gutes Schuhwerk braucht der Lütjenseer auch bei seinem nächsten Projekt. Am kommenden Sonnabend startet er vom polnischen Elk (deutsch: Lyck) aus zu einer Mammut-Tour nach Nettetal am Niederrhein. 1350 Kilometer will er in 30 Tagen zu Fuß zurücklegen. Nicht allein, sondern mit dem Ehepaar Bayer, das den Lauf anlässlich des zehnjährigen Bestehens der Partnerschaft zwischen Nettetal und Elk initiiert hat.

Reinhard Donder hat die Idee auf Anhieb begeistert, weil er mit den Bayers das Faible fürs Laufen teilt und die Verständigung zwischen Polen und Deutschen für ihn eine Herzensangelegenheit ist. 1941 wurde Reinhard Donder in Kalkofen (Chrzanowo) im damaligen Ostpreußen geboren. Das kleine Bauerndorf liegt im Landkreis Lyck. 1944 floh die Familie, 1945 kam sie nach Lütjensee. An den 55-Hektar-Hof in Ostpreußen, den sein Vater Johann Donder führte, erinnert heute ein Bild über dem Sofa im Wohnzimmer. Immer wieder fährt Reinhard Donder in die frühere Heimat. 1995

gründete er den Verein zur Förderung der deutschen Kulturgüter in Chrzanowo, um den verwilderten Friedhof wieder herzurichten. Die Anlage steht heute unter Denkmalschutz. Zudem betreibt der Stormarner eine offizielle genealogische Forschungs- und Sammelstelle für den Kreis Lyck. Pro Jahr erhalte er bis zu 250 Briefe von Menschen, die nach ihren Wurzeln in Ostpreußen suchten, sagt Reinhard Donder. Immer häufiger kämen auch Anfragen von jungen Leuten.

Die Ausrüstung für den 1350-Kilometer-Trip, der am Wochenende startet, hat der 68-Jährige schon lange zusammengestellt. Vaseline, Fettcreme, Pflaster, Trinkflasche, Zelt und drei Paar Laufschuhe liegen bereit. „Das Gepäck fährt in dem Begleitfahrzeug mit“, sagt Donder. In 28 Etappen ist die Strecke eingeteilt. 50 bis 55 Kilometer pro Tag wollen die drei Läufer zurücklegen. Auch durch Donders Geburtsort werden sie kommen.

Er freue sich auf die Tour, sagt der durchtrainierte Lütjenseer. „Ich hoffe, ich halte mit den Bayers mit“, meint er. Immerhin halte die 70 Jahre alte Else Bayer immer noch den Weltrekord in ihrer Altersklasse bei den 1000 Meilen von New York. Die Strecke legte sie vor sieben Jahren in 17 Tagen, 11 Stunden, 34 Minuten und 28 Sekunden zurück.

In eine fast fremde Stadt verschlagen

von Grzegorz Supady

Mein Germanistikstudium begann mit einem, zumindest aus heutiger Sicht betrachtet, etwas zu anspruchsvollen Kurs der Geschichte der deutschen Literatur. In einer diesbezüglichen Vorlesung mussten wir schon im ersten Semester unser Wissen über die ältesten schriftlichen Überlieferungen in der althochdeutschen Sprache vertiefen, obwohl wir des modernen Hochdeutsch noch nicht ganz mächtig waren!

Dabei wurden von unserer Hochschulprofessorin solche Namen wie die Stiftsbibliothek in der schweizerischen Stadt Sankt Gallen sowie der Codex Manesse genannt. In St. Gallen wurde nämlich die Abschrift des Abrogans aufbewahrt, eines deutsch-lateinischen Glossars, das als erstes erhaltenes Buch in deutscher Sprache gilt. Beim Codex Manesse handelte es sich um eine Sammlung mittelhochdeutscher Dichtung, deren bekanntester Vertreter Walther von der Vogelweide war. Der Begriff MANESSE bezieht sich auf den Namen einer im Mittelalter bekannten Züricher Patrizierfamilie.

Zu etwa gleicher Zeit waren wir verpflichtet, unter anderem das Gedicht „Der Zürchersee“ von Klopstock zu lesen und es zu deuten. Es fiel uns nicht unbedingt leicht, all die Hintergründe jener altertümlich klingenden Texte zu erschließen, nicht nur wegen des Schwierigkeitsgrades der Sprache, sondern auch wegen der Tatsache, dass die Schweiz als Land aus verschiedenen Gründen den meisten Studentinnen und Studenten als eine Art Terra incognita vorkam.

Noch vor einigen Jahren empfand ich in meinem Bewusstsein die kleine Alpenrepublik, als ob es ein Buch mit sieben Siegeln wäre. Während ich zum ersten Mal Zürich und seine Umgebung besuchen konnte, versuchte ich in mir irgendwelche Vorstellungen in Sachen Literatur wachzurufen. Als erstes vergegenwärtigte ich mir, dass der masurische Schriftsteller Ernst Wichert seinen Lebensabend am Zürichsee verbrachte und ebendort begraben wurde.

In „Magazyn Mrągowski“, einer 2007 erschienenen und heute online abrufbaren Zeitschrift, fand ich jetzt einige interessante Auskünfte über diese eher traurige Periode. Bogdan Dumala schrieb in seinem umfangreichen Beitrag zum Leben Wiecherts: In dieser für Wiechert schweren Zeit geschah noch etwas, das ihm Kraft gab. Im Dezember 1948 lernte er Blanche Gaudenz (1916-2002) kennen, Mutter von vier kleinen Kindern, eine Frau, die fast dreißig Jahre jünger war als er. Langsam entwickelte sich zwischen ihnen ein Faden der Sympathie und Freundschaft.

1989 veröffentlichte Blanche im Eigenverlag die Broschüre **„Ernst Wiechert in der Schweiz 1948-1950“** und veröffentlichte im Jahr 2000 – anlässlich seines 50. Todestages – einige der Briefe, die sie erhielt, in dem Band „Briefe von Ernst Wiechert an Blanche Gaudenz. Eine Auswahl“. Es ist erwähnenswert, dass Blanche Gaudenz dank der Bemühungen von Herrn Horst Radek aus Braunschweig 1997 fünf Originalbriefe der Sammlung des Museums von Ermland-Masuren spendete (Übersetzung ins Deutsche nach: https://www.mragowo.pl/files/mediateka/mm/mm-2007/MM05_2007-wiechert.pdf, Zugriff: 2.08.2024).

Dank einer Recherche im Internet konnte ich ferner herausfinden, dass die heute in Uerikon wohnhafte Frau Sylvia Seemann-

Gaudenz am wahrscheinlichsten eines der Kinder von Blanche Gaudenz ist. Auch sie ist darum bemüht, die Erinnerung an Ernst Wiechert in der Schweiz weiterhin zu pflegen (nach: <https://www.ref-staefa-hombrechtikon.ch/wiechert>, Zugriff: 2.08.2024).

Gleichzeitig dachte ich auch an **Thomas Mann** und seine Wohnsitze bei Zürich. Nachdem der Autor des Romans „Der Zauberberg“ ins Exil gegangen war, ließ er sich mit seiner Familie im Ort Küsnacht nieder. Nach ein paar Jahren verließ er aber sein Domizil am Zürichsee und ging nach Kalifornien. Nach Kriegsende entschied er sich aber wiederum in die Schweiz zu kommen. Diesmal bezog er aber ein Haus am linken Ufer des von so vielen umschwärmten Sees, und zwar in Kilchberg. Auf dem Kilchberger Friedhof wurden sowohl er als auch seine Frau Katia sowie seine vier Kinder bestattet. In dem Zusammenhang sei noch hinzugefügt, dass sich auf dem Züricher Friedhof Fluntern die Ruhestätten von zwei anderen Nobelpreisträgern für Literatur befinden: James Joyce und Elias Canetti.

Und noch einen wichtigen Namen, selbstverständlich neben einer ganzen Reihe von namhaften Schweizer Autoren wie **Friedrich Dürrenmatt** und **Max Frisch** an der Spitze, brachte ich mit Zürich in Verbindung. Es geht um Bertolt Brecht, dessen berühmte Bühnenstücke, zum Beispiel „Mutter Courage und ihre Kinder“ und das „Leben des Galilei“, im Züricher Schauspielhaus uraufgeführt wurden.

Abschließend möchte ich noch zu Klopstock, einem 1724 (also vor genau dreihundert Jahren geborenen) und 1803 verstorbenen, von Adam Mickiewicz hochverehrten deutschen Dichter, zurückkehren. Mitte des 18. Jahrhunderts verfasste der spätere Autor von „Messias“ eine Ode, die Natur, Freundschaft und unbeschwerte

Lebensfreude lobpreiste.

Aus dem Gedicht sei hier eine Strophe angeführt:

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß

Zürch in ruhigem Tal freie Bewohner nährt;

Schon war manches Gebirge

Voll von Reben vorbei geflohn.

(nach: „Die schönsten deutschen Gedichte“, L. Moritz [hrsg.], Köln 2010, S. 148).

In der ersten Zeile erscheint eine her sonderbar vorkommender Ausdruck UTO, der mir anfänglich völlig unbekannt vorkam. Dank einer Eingabe dieses Wortes in die Suchmaschine stellte sich aber bald heraus, dass es ein Kürzel für den sogenannten Hausberg Zürichs, den Uetliberg, ist. Naja, was wäre heutzutage das Genießen (und Verstehen!) manch eines literarischen Textes ohne das hilfreiche Internet?

TIM BURTONS LABYRINTH

**Eine Ausstellung,
die durch den Kopf eines berühmten Regisseurs führt**
von Arkadiusz Łuba

Der international bekannte Tim Burton ist nicht nur ein Filmregisseur, sondern auch ein Designer, ein Illustrator, ein Fotograf, ein Maler. Manch ein Erwachsener würde sein Kunstwerk als düster und morbide bezeichnen, manch ein Kind dagegen – eher humorvoll und farbenfroh. In der Radsetzerei auf dem Berliner RAW-Gelände wurde eine von der spanischen Produktionsfirma Letsgo konzipierte Ausstellung eröffnet.

„Tim Burton’s Labyrinth“ heißt die Ausstellung und man gelangt durch einen zahn ebewaffneten Rieseneingang und einen roten Vorhang in Tim Burtons Universum. In einem Vorraum drückt man einen Buzzer, der nach Zufallsprinzip eine von vier Türen zeigt. So startet die Tour. Manch eine Tür führt in den gleichen, andere in verschiedene Räume – so dass man nicht unbedingt alle Räume bei einer einzigen Tour sehen wird. Die Räume sind wabenförmig angelegt. Man hat eine individuelle Erfahrung, wenn mandurchgeht, aber am Ende natürlich einen Rundgang. Und in den Räumen selbst befinden sich Plastik-Filmfiguren in detailgetreu nachgemachten Kostümen. Die CorpseBride und ihr Bräutigam aus „Hochzeit mit einer Leiche“ sind beispielsweise in einem geheimnisvollen, düsteren Wald anzutreffen; der Verrückte Hutmacher aus „Alice im Wunderland“ – zusammen mit Riesenpilzen. Im Raum mit der Roten Königin wandelt ein Grinsekatze-Hologramm durch die Wände; beim Beetlejuice-Besuch sind das überall hin projizierte Käfer. In kleineren Ecken verstecken sich Figuren aus Tim Bur-

tons Gedichten und Kurzgeschichten. Kurze Texte erklären Burtons Vorlieben zu Pop- und Gothic-Kultur sowie zu Cartoons und zur Groteske.

David Garcia von DEAG Entertainment ist der Berliner Host der Ausstellung. Er hat sie vor einem Jahr in Paris gesehen und wollte sie seitdem auch in der Bundeshauptstadt zeigen: „Ich bin sehr großer Tim Burton Fan und ich war so begeistert von dieser Welt, in der ich reingezogen wurde, sodass wir den Kontakt zur Produktionsfirma gesucht und gesagt haben, es gibt nur eine Stadt, die ich mir für den ersten Besuch in Deutschland perfekt vorstellen kann und das ist Berlin. Wichtig für die Ausstellung war es uns, dass wir ein möglichst breites Spektrum seines Schaffens abbilden und auch sehr viel Abwechslung machen. Tim Burtons Welt ist ja nicht ausschließlich düster, melancholisch, grau. Nein, sie ist ja auch manchmal bunt und überzeichnet und comichaft, wie die meisten seiner Literaturvorlagen, die er verfilmt hat.“

Labyrinth waren ursprünglich dafür gebaut, dass man sich in ihnen verliert, sucht und wiederfindet. Es waren Orte des Flirts, des Spielens, aber auch des Grauens, wenn Monster in ihnen gefangen wurden. Das berühmteste Labyrinth ist wohl das, das von dem brillanten antiken Erfinder, Techniker und Baumeister Dädalus für das Monster Minotaurus erbaut wurde. Dieses gefährliche und rabiate Untier mit menschlichem Körper und Stierkopf blieb darin weggesperrt. Und das Labyrinth war so geschickt gebaut, dass selbst Dädalus kaum den Weg ins Freie fand, nachdem er es fertiggestellt hatte. Inwieweit kann man sich aber in der Ausstellung verlieren und von Tim Burtons Monstern gefressen werden. „Man kann sich höchstens in Tim Burtons Geist verlieren, nicht aber in der Ausstellung“, sagt David Garcia: „Und die Monster, die wir da finden,

sind nicht unbedingt immer Monster. Es sind natürlich auch die Comicfiguren und vielschichtigen Figuren seiner Filme, die ja auch nie monodimensional sind. Sie sind ja immer mehrdimensional. Sie haben auch oft sehr viel Tiefe.“

Monster haben in Tim Burtons Kopf einen dauerhaften Platz, so ist auch eine Ausstellung ohne sie nicht zu denken. In seiner Jugend identifizierte sich Burton mit den entstellten Bestien, die auf Kinoleinwänden imposanter erschienen als ihre glanzlosen menschlichen Gegenstücke und aufgrund ihres Aussehens oft für Übeltäter gehalten wurden. Auf der High School begann Burton, seine eigene Gruppe missverstandener Monster zu erschaffen und zeichnete wiederholt einen Jungen mit Scheren statt Händen, der sich 1990 in die Hauptfigur im Film „Edward mit den Scherenhänden“ verwandelte. Die Geschichte erzählt von einem unvollständigen Jungen, der die Menschen, die ihm am meisten am Herzen liegen, aufgrund seiner Angst, sie zu schneiden, nicht anfassen kann.

Burton haucht den Freaks und Ausgestoßenen Leben ein. Er ergreift für die Nonkonformisten, die die gleichen Frustrationen, Verlangen und Entfremdungen zum Ausdruck bringen, die er von sich selbst kennt, Partei. Er kreierte visuelle Metaphern: Wer innerlich zu zerreißen droht, wird buchstäblich wieder zusammengenäht. Mit ihren unmenschlichen Gliedmaßen und Verformungen gelingt es den Außenseitern zu vermitteln, was es heißt, ein Mensch zu sein, und beim Betrachter ein Gefühl der Empathie hervorzurufen. Der Kreativkoordinator der Ausstellung, Alvaro Molina: „Für uns war das Hauptziel, bei den Menschen Emotionen zu wecken. Okay, sie werden Kunstwerke von Tim Barton auf eine Weise entdecken, die ihnen auf dramatischem Wege Gänsehaut bescheren. Natürlich erzeugt Kunst Emotionen, und wir wollten dieses Gefühl, das uns

die Kunst vermittelt, nicht verlieren.“Und es gibt durchaus einen didaktischen Aspekt von Tim Burtons Welten und ein paar Acha-Effekte, wenn man Molinas Aussage richtig interpretiert: „Ich habe gelernt, dass das Besondere an Monstern und an fantastischen Schöpfern ist, dass sie wirklich menschlich sind und Gefühle haben. Und dass sie Emotionen in uns wecken; dass sie wie echte Menschen sind und wir Atmosphären und Charaktere entdecken, die auf den ersten Blick seltsam erscheinen, aber man erkennt, dass es etwas Normales ist und dass wir auch so sind.“

Die Werke in der Ausstellung erstrecken sich wie ein Rhizom; wie die Gehirnsynapsen bilden sie untereinander Verbindungen. Es wird klar, dass Tim Burton ein vollkommener Künstler ist. Er ist nicht nur ein Regisseur, sondern auch ein Designer, ein Illustrator, ein Fotograf, ein Maler. Ähnliche Motive wiederholen sich in allen seinen Werken. Sie fließen schließlich in die Filme ein. Brandi Pomfret von Tim Burton's Production: „Es gibt definitiv einige kleine Details, die die Leute nicht unbedingt bemerken würden. Aber je mehr man seine Arbeit kennt und sein Universum und seine Welten versteht, desto mehr fängt man an, dieselben Dinge zu sehen. Da gibt es Zeichnungen von einem Projekt aus dem Jahr 1987. Tim war damals etwa 29 Jahre alt und zeichnete Tapeten für Szenen, an denen er arbeitete. Diese Tapeten tauchten später als Geschenkpapier in Tim Burtons „Nightmare before Christmas“ auf einigen Geschenken auf. Und es gibt einige Charaktere aus den frühen Achtzigern, die Fliegen tragen, deren Köpfe Jack Skellington sind und die seine gleichen Fliegen sind. Und so findet man diese kleinen Details, je mehr man weiß, wo man nach ihnen suchen muss.“

Im Tim Burtons Archiv befinden sich mehrere Tausend seiner

Kunstwerke. Rund 150 davon werden in der Ausstellung gezeigt – Skizzen, Zeichnungen, Gemälde. Brandi Pomfret zu Burtons kreativer Arbeitsweise: „Tim zeichnet immer. Ständig. Er hat immer ein Notizbuch bei sich. Alles, was er tut, beginnt mit einer Idee und einem Entwurf. Er ist nicht der verbale Kommunikator, sondern ein visueller Kommunikator. Er zeigt diese Skizzen seinen Bühnenbildnern, Produktionsdesignern, Kostümdesignern. Sie sind diejenigen, die seine visuellen Hinweise lesen, verarbeiten und in einen Film umsetzen können, um seine Ideen den Zuschauern zu vermitteln.“

Und wer Tim Burtons Welt richtig gelesen hat, der kommt auch wieder raus aus dem Labyrinth. Unbeschädigt. Aber vielleicht bereichert. Und ganz normal durch eine Tür. Denn so viel sei es ver-raten: Die letzten vier führen alle wieder ins Foyer.

„Reinhard Donder und seine Serie: „Künstler aus Lyck/ Elk“.

Andrzej Reirat

Heute stelle ich Andrzej Reiter vor, ein Künstler der „neuen“ Generation.

Seine Eltern, Erich und Lidia Rejrat geborene Rauf, geboren 1941 in Szury/Suwalki, im damaligen „Neuostpreussen“ beide hatten einen deutschen Pass,

Andrzej ist am 1. July 1962 geboren und zog 1986 nach Jeziorowskie, dem früheren Seedorf, in der Urząd Gminy Stare Juchy.

Selbst lernte ich ihn Ende des 20. Jahrhunderts dort kennen, er berichtete über seine vielen Reisen nach Deutschland und auch in die USA, welche ihn in seiner Arbeit inspirierten.

Was mich besonders bewunderte war sein sowie sportliches, wie künstlerisches Talent.

Er war eine herausragende Persönlichkeit, vielseitig interessiert, ein echter Masure.

Seine Pokale für fliegerische Leistungen zieren Vitrinen.

Daneben sein künstlicher Instinkt, er konnte und kann holzschnitzen wie kein Zweiter, ein typischer Masure, heimatverbunden und weltoffen, ein vorzüglicher Mensch.

Hier ein Foto seiner Arbeit, er schenkte es mir bei meinem Besuch dort im Sommer 2024

Möge seine Schaffenskraft unverändert fortschreiten und er Anderen damit eine Freude bereitet.

Die Vielfalt der Mittsommerfest-Traditionen um die Sommer- sonnenwende in Deutschland und Polen

Autor: [Karolina Walczyk-Rosar](#)

Als Mittsommerfest werden die Feierlichkeiten zur Sommersonnenwende bezeichnet. In Deutschland kennt man sie als Johannistag bzw. Johannisnacht. An diesem Tag, also am 24. Juni, wird die Geburt des heiligen Johannes des Täuflers (auf Polnisch św. Jan Chrzciciel) gefeiert. In der Johannisnacht finden wiederum Feierlichkeiten zur Sommersonnenwende statt. Ursprünglich wollte die katholische Kirche an diesem Tag das heidnische Brauchtum der Sommersonnenwende mit dem Christentum zusammenzuführen.

Die eigentliche Sonnensommerwende fällt auf der Nordhalbkugel immer auf den 21. Juni. Nur in einem Schaltjahr fällt das Datum auf den 20. Juni. Es ist der längste Tag bzw. die kürzeste Nacht des Jahres umgekehrt zur Wintersommerwende am 20. Dezember.

Zu Beginn der Christenheit fiel nach dem julianischen Kalender die Sonnensommerwende auf den 24. Juni. An diesem Datum wurde (und wird) das Hochfest Johannes' des Täuflers gefeiert, mit dem sich Teile des vorchristlichen Sonnenwendbrauchtums verbanden. Dass beide Ereignisse nicht mehr am selben Datum stattfinden, ist dadurch bedingt, dass der julianische Kalender zu einem immer stärkeren Auseinanderdriften von Sonnen- und Kalenderjahr führt; mit der Einführung des gregorianischen Kalenders im 16. Jahrhundert, den wir heute nutzen, wird durch eine genauere Schaltjahresregelung eine weitere Abweichung ausgeglichen.

Die Sommersonnenwendfeier ist ein Fest des Feuers, des Wassers, der Sonne und des Mondes, der Ernte, Fruchtbarkeit, Freude und

Liebe und zählt zu den ältesten und meistverbreiteten Bräuchen, die man nicht nur in ganz Europa, sondern auch auf der Südhalbkugel (dort allerdings als Wintersonnenwende) feiert. In Skandinavien und im Baltikum ist sie einer der wichtigsten Feiertage des Jahres. In Lettland gilt sie sogar als gesetzlicher Feiertag.

Die meisten Bräuche sind mit den Elementen Wasser und Feuer verbunden, nehmen Bezug auf erhoffte magische Kräfte von Pflanzen und sollen den Menschen zur Selbstreinigung dienen.

Zur Namensgebung

Die Sommersonnenwende wird in allen Ländern und Kulturen etwas anders genannt. In Deutschland nennt man sie Johannistag / -nacht oder Mittsommerfest. In östlichen Ländern findet man mehrere Namen. In Litauen heißt das Mittsommerfest „Joninės“. Verwendet werden aber auch noch andere Namen wie Rasos oder Kupolės. In Estland heißt es Jaanipäev, in Tschechien sagt man Letní slunovrat. In Polen ist das Fest als Noc Świątojańska oder Wigilia św. Jana bekannt – Sankt-Johannis-Nacht. In Ostpolen findet man noch einen anderen Namen – Noc Kupały, Noc Iwana Kupały, auch Noc kupalna, Kupała oder Kupalnocka genannt, was man am besten als Iwan-Kupała-Nacht ins Deutsche überträgt. Der Name des Festes leitet sich von dem russischen Namen für Johannes und dem Wort für Baden/Taufen ab (Iwan Kupała = Johannes der Täufer). In Masuren heißt das Fest Palinocka oder Kupalnocka, im südlichen Polen, in der Region Oberschlesien sowie in der Slowakei „Sobótka“ (Feuer, hier Johannisfeuer), „Sobótki“ oder „Noc Sobótkowa“ und in Krakau „Wianki“ – „Kränzchen“.

Brauchtum - Johannisfeuer, Tanz um das Johannisfeuer

Das Johannis- oder Würzfeuer findet man in verschiedenen Varianten in Deutschland, Polen und fast über ganz Europa verbreitet, es wird zumeist

in der Nacht vor dem Johannistag entzündet. Die Symbolik des Feuers steht für die Sonne und damit auch für Christus. Das Johannisfeuer sollte Dämonen abwehren und so vor Krankheiten oder Viehschaden bewahren. Mancherorts werden auch Stroh puppen verbrannt. Der Rauch des brennenden Johannisfeuers hat dabei die Aufgabe, für gutes Wetter während der nächsten Erntezeit zu sorgen.

Bei Anbruch der Nacht fangen Jungs und Mädchen an, um das Johannisfeuer zu tanzen und drüber zu springen. Der Brauch besagt, je mehr Personen gleichzeitig darüber springen, desto größer soll die Wirkung sein. An dem Spiel nehmen meistens alle Dorfbewohner teil, doch die Johannisnacht war in den meisten Fällen besonders für die jüngere Generation, die ihre andere Hälfte noch nicht gefunden hat, wichtig.

Einer der bedeutendsten polnischen Dichter der Renaissance-Zeit, Jan Kochanowski (1530-1584), hat der Johannisnacht eins seiner berühmtesten Gedichte gewidmet:

„St. Johannislied zum Sonnwendfeuer“

Sonne im Kreis des Krebses steht,

Der Nachtigall Lied ist verweht,

Johannisfeuer leuchten bald

In Czarnolas, im schwarzen Wald.

<https://www.deutsches-polen-institut.de/blogpodcast/blog>

Johannisnacht und seine mystischen Überlieferungen in den Erinnerungen von Günter Schiwy

Der Johannistag, der 24. Juni, war für die Bewohner der Johannisburger Heide ein normaler Arbeitstag wie jeder andere auch, obgleich er der Geburtstag Johannes des Täufers war, des Schutzheiligen, dem unsere Kreisstadt Johannsburg ihren Namen verdankt. In dem Wappen der Stadt befindet sich das abgeschlagene Haupt Johannes des Täufers in einer Schale.

Ursprünglich gehörte der Johannistag zu den preußischen Festen der Ga-

linder und Sudauer, die früher Masuren bewohnten. Sie waren mit der Natur viel enger verbunden, als wir es heute sind. Deshalb wurde die Mittsommernacht von ihnen im Hinblick auf ihren Götterglauben entsprechend gefeiert. Dazu gehörte an dem längsten Tag des Jahres mit seinem hellen und strahlenden Tageslicht ein Freudenfeuer. Das Tageslicht spielte bei diesen Volksstämmen eine wichtige und bedeutende Rolle. Deshalb haben sie diesen Tag mit Gelagen und einem guten Essen nach preußischer Art begangen. Denn nach ihrer Auffassung war ein menschliches Leben nur mit Hilfe der höheren Mächte möglich.

Diese Naturverehrung entsprach ihrem Denken und Fühlen und fand Ausdruck in kultischen Festen mit entsprechenden Opfern für ihre Götter.

In der heidnischen Zeit galt das Feuer mit seiner Wärme als heilbringendes Mittel. Man sprach ihm Schutzfunktionen bei Krankheiten und Unwetter zu. Deshalb hielt man gegen diese „feindlichen Mächte Not- und Hagelfeuer“ ab. Diese Feuer waren gleichzeitig heilige Beschwörungen. Sie sollten die Hexen und Geister vertreiben, die als Seelen verstorbener und lebender Frauen ihr Unwesen trieben. Diese Hexen flogen entweder selbst auf einem Besen oder sie ritten als Wölfe, Ziegenböcke und Katzen durch die Lüfte. Dieser Aberglaube der Hexen geht auf die indogermanischen Stämme und ihre Sonnenverehrung der Himmels- und Lichtgötter in Hainan zurück.

Die „Not- und Hagelfeuer“ waren Mittel gegen Krankheit und Wetterunbilden. Nachdem der Holzstoß niedergebrannt war, sprangen die Prußen über das Feuer, um durch die züngelnden Flammen die Krankheitserreger, die in ihnen stecken, wegzubrennen. Anschließend sangen und tanzten sie um die verglühende Glut. Die Asche wurde zur Erzielung besserer Ernten auf die Felder gestreut.

Aus diesen Feuern in der Zeit der heidnischen Prußen entwickelten sich über viele Generationen hinweg unsere Johannistage, die seit dem Jahre 506 nach Christi zur Feier des Geburtstages Johannes des Täufers als „Leuchte der Menschheit“ begangen werden. Sie gelten auch heute als

Symbol der Sonne. Jetzt rollt man in bestimmten Gegenden zusätzlich mit Stroh umwickelte, angezündete Räder, die als Sinnbilder der Sonne gelten, von Höhen und Bergen in die Täler. Überall dort, wo sich im Laufe der Zeit germanische Stämme angesiedelt haben, werden die Johannisfeuer zur Erinnerung an die Vorfahren würdig begangen.

Die Germanen brachten ihren Göttern für das strahlende Sonnenlicht und für die daraus resultierenden Ernten am Johannisfeuer ein Ziegenbockopfer dar. Es war eine Dankesgabe für den Tages- und Jahresrhythmus und für das Dasein in dieser Welt.

Die Vorfahren nahmen das Opferfeuer zum Anlass, daraus ein Fest mit entsprechendem Gelage, Essen, Gesang und Tanz zu veranstalten. Man verabschiedete diesen längsten Sommertag durch eine Sonnenverehrung am Johannisfeuer.

Dieses Feuer war auch ein religiöser Brauch der Prußen. Die Überlieferung diente gleichzeitig zur Bindung und Festigung der Stammesbrüder untereinander. Überall auf den Hügeln und in den Wäldern an den Seen brannten Freudenfeuer als Sinnbilder des lebensspendenden Sonnenlichtes, der Sommersonnenwende.

Sie wurden als Heilmittel angesehen und dienten in den Anfängen zur Abwehr von unsichtbaren Gewalten und Gestalten.

Wie ich bereits eingangs erwähnte, war der Johannistag bei uns in Kreuzofen in der Johannisburger Heide ein besonders Tag, weil er uns an den Geburtstag Johannes des Täufers erinnerte. Es wurde am Abend, nach getaner Arbeit, gebührend gefeiert. Schließlich war er kein freier Tag! Tagsüber ist auf den Feldern und Wiesen gearbeitet worden. Wir feierten ihn, wie unsere Vorfahren, als ein Fest der Hingabe an die Natur und an das leibliche Wohl. Es galt, sich unserer Altvorderen als würdig zu erweisen und sich ihrer zu erinnern!

Einen Tag vorher wurde von den Waldarbeitern auf der Holzablage Biberhöhe/Bebrowa an der Großen Samordeier Bucht des Niedersees zwischen Groß Kurwien und Kreuzofen ein riesiger Holzstoß errichtet, der

aus Kiefern-Holzkloben mit Kien, aus Kaddigs und Reisig sowie Holzstangen zu einer Pyramide aufgeschichtet wurde. Um diesen Holzhaufen versammelten sich die Bürger beider Orte am Abend des Johannistages, insbesondere die heranwachsende Jugend.

Der Gastwirt Lipka stellte am Waldrand der Holzablage, in der Nähe der Kaddigs, eine Theke, Stühle und Tische auf, wo Schnaps, Bier, Limonade, Würstchen, gebratener Fisch, Räucherfisch und Süßigkeiten verkauft wurden.

Vor dem Abbrennen des Holzstoßes wurde bereits das Johannisfest gefeiert. Dazu gehörten verschiedene Wettkämpfe und –spiele, zum Beispiel Tauziehen, Baumstamm-Wettsägen, Sackhüpfen und Schießen. Dabei musste die Jugend beider Dörfer ihre Kräfte messen. Nicht selten endete so eine Johannisnacht mit einer Rauferei. Meistens waren die heiratsfähigen Mädchen beider Orte der Anlass.

Im Walde - am Kujätz wurde ein provisorischer Schießplatz errichtet. Auf ihm fand ein Kleinkaliber-Preisschießen statt. Drei Schuss kosten 10 Pfennig.

Sobald es dämmerte und dunkel wurde, zündete der Bürgermeister Kreuzofens mit einer Fackel ein Strohbund an, um die Flammen des Johannisfeuers lodern zu lassen. Der Funkenregen prasselte nach allen Richtungen, je nachdem, wie der Wind vom Niedersee sich drehte. Jetzt sangen und tanzten die Teilnehmer um das Lagerfeuer, dessen lodernde Flammen sich auf der Wasseroberfläche des nahen Sees in der Nacht widerspiegelten. Es wurde immer das Lied „Flamme empor! Heilige Glut! Rufet die Jugend zusammen ...“ gesungen. Dabei fassten sich die Anwesenden bei den Händen. Die Lieder hallten durch den Wald und über den weiten See wie ein Schwur!

INHALT

3. Ein Sachse fährt nach Masuren Teil 2
Grzegorz Supady
10. „Wie kann ich dir danken“, „Ich müsste“
Stefan Pioskowik
11. Ferienspaß mit Opa
Siegfried Burghardt
17. Heini, der Oimara (Senner) in memoriam
Irmgard Irro
23. In eine fast fremde Stadt verschlagen
Grzegorz Supady
29. TIM BURTONS LABYRINTH
Eine Ausstellung,
die durch den Kopf eines berühmten Regisseurs führt
Arkadiusz Łuba
34. „Reinhard Donder und seine Serie: „Künstler aus
Lyck/Elk“: **Andrzej Reirat**
35. Die Vielfalt der Mittsommerfest-Traditionen um die
Sommersonnenwende in Deutschland und Polen
Karolina Walczyk-Rosar

Die Veröffentlichung gibt nur die Meinung der Autoren wieder und kann nicht mit dem offiziellen Standpunkt des Ministers für Inneres und Verwaltung gleichgesetzt werden

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin),

Ewa Dulna (Website-Redakteurin)

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

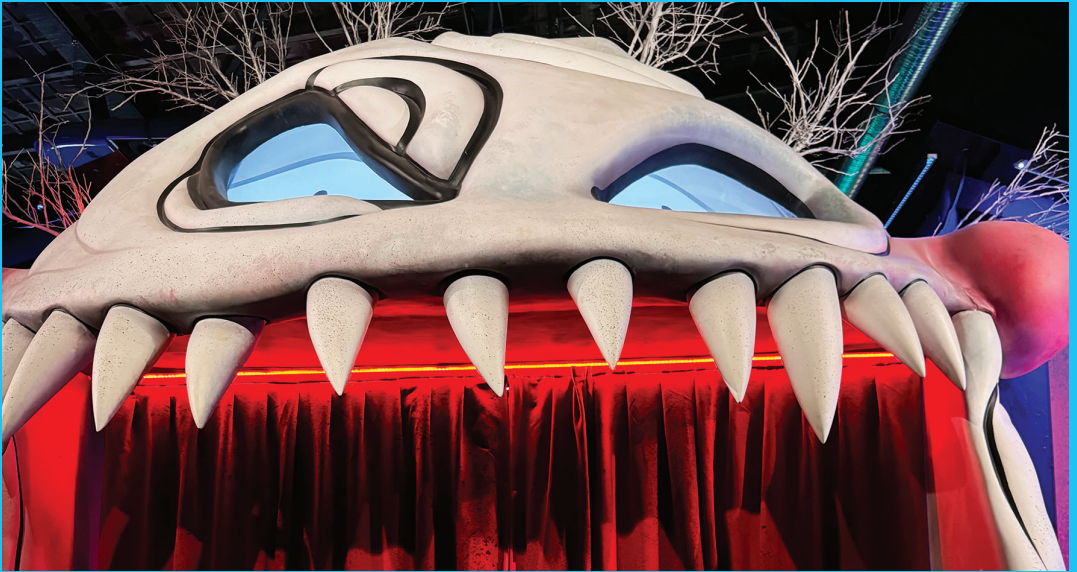
MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln des Innen- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.

Andrzej Reirat, ein Künstler der „neuen“ Generation und seine Arbeit.





TIM BURTONS LABYRINTH

Eine Ausstellung, die durch den Kopf eines berühmten Regisseurs führt
fot. © Arkadiusz Łuba

S. 29